

Aus den "Erinnerungen" von Heinrich Rotach (1842-1921)

Autor(en): **Altherr, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **264 (1985)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-376549>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus den «Erinnerungen» von Heinrich Rotach (1842–1921)

Eingeleitet und ausgewählt von Heinrich Altherr

Im Herbst 1981 gab der Gemeinschaftsverlag Niggli AG, Niederteufen, und Schläpfer & Co. AG, Herisau, den Neudruck des 1925 erstmals erschienenen und dann viele Jahre vergriffenen Mundartbuches «Vo Ärbet, Gsang ond Liebi» von Walter Rotach heraus. Der im Februar 1983 verstorbene Sohn des Verfassers dieser gemütvollen Erzählung, Dr. Walter Rotach, hatte sich die Mühe genommen, die etwas veraltete Mundart-Rechtschreibung seines Vaters den neueren Richtlinien anzupassen. In Gesprächen mit Dr. Rotach über die Drucklegung dieses Buches erhielt ich nebenbei auch Einblick in den Stammbaum und die Familienchronik des Schwellbrunner Geschlechts der Rotach. Dabei erfuhr ich, dass das «Hatili», von dem in einem ergreifenden Kapitel des erwähnten Buches erzählt wird, Dr. Walter Rotachs Urgrossmutter Anna Katharina Diem (1803–1879), genannt «Zwickers-Ureche-Hatili», war. In diesem Zusammenhang erzählte mir Dr. Rotach auch aus dem Leben seines Grossonkels *Heinrich Rotach*, dem Vater von Regierungsrat Paul Rotach (1872–1955) in Waldstatt. Auf 480 Schreibmaschinenseiten hat Heinrich Rotach seine «Erinnerungen» festgehalten. Dieser wertvolle Lebensbericht vermittelt neben vielen biographischen Einzelheiten ein lebendiges und sehr aufschlussreiches Bild vom Leben unserer appenzellischen Vorfahren in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, das aus heutiger Sicht unvorstellbar einfach und für die meisten Leute auch mühsam und armselig war.

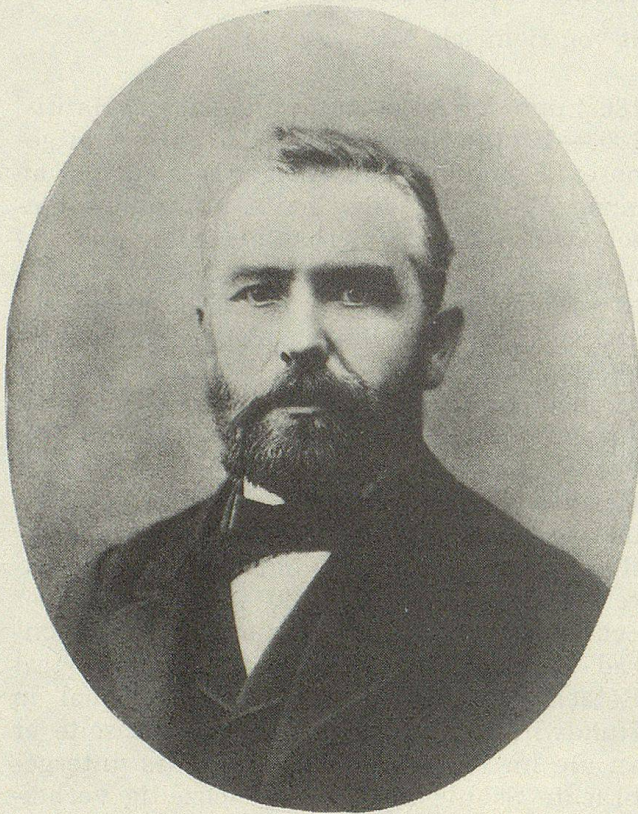
In verdankenswerter Weise überliessen mir die Schwestern Sophie und Elsbeth Rotach in Waldstatt diese «Erinnerungen» ihres Grossvaters und erlaubten mir, für die Leser des «Appenzeller Kalenders» einige Abschnitte daraus zu veröffentlichen.

Wer war der Verfasser dieser «Erinnerungen»?

Heinrich Rotach wurde 1842 als elftes der zwölf Kinder des Hans Jakob Rotach (1799 bis

1862) und der Anna Katharina Diem («Hatili», 1803–1879) auf der Risi in Schwellbrunn geboren. Schon als Fünfjähriger sass auch er an einer Spulrustig oder hatte mit seinen Geschwistern bei der Arbeit im Stall und auf dem Feld zu helfen. Seine Schulpflicht erfüllte er schlecht und recht ab Mai 1848 in Schwellbrunn. Nach dem ihn nachhaltig beeindruckenden Präparanden- und Konfirmandenunterricht beim legendären Pfarrer Johannes Altherr wurde Heinrich Rotach 1858 als Stipendiat in das vom berühmten Pädagogen Hermann Krüsi gegründete und als Privatunternehmen geführte Lehrerseminar auf der Riesern in Gais aufgenommen. Damaliger Direktor (von 1853 bis 1862) war der von der Schurtanne in Trogen kommende Johann Konrad Zellweger. Seine erste feste Stelle trat Rotach 1862 im alten Schulhaus Läbel in Hundwil an. Drei Jahre später wechselte er an die im Parterre des Pfarrhauses untergebrachte Schule im Dorf. Gleichzeitig verheiratete er sich mit Katharina Nägeli, der Tochter eines angesehenen Bauern und Gemeinderates, wohnhaft auf dem Pfand in Hundwil. Auf Neujahr 1869 wurde er nach Herisau an die erste, auf privater Basis geführte Ganztagschule im Kanton berufen.

Schon in Hundwil, in vermehrtem Masse nun aber in Herisau befasste sich Heinrich Rotach erfolgreich mit der Pflege des Schul- und Vereinsgesangs. Im Laufe der Jahre dirigierte er allein in Herisau nicht weniger als ein Dutzend Männer-, Frauen- und Gemischtchöre. Daneben leitete er auch Chöre in Waldstatt und Schwellbrunn. Kein Wunder also, dass ihn die appenzellischen Sängerrinnen und Sänger 1877 zu ihrem Kantondirektor wählten. Schweren Herzens gab Rotach 1876 den Lehrerberuf auf, weil die Wahl des ersten Zivilstandsbeamten der Gemeinde Herisau auf ihn fiel. Dieses Amt versah er bis 1913. In den 37 Jahren seiner Amtszeit traute er 4470 Paare und registrierte 14 400 Geburten sowie 10 600 Todesfälle. Seine Familie war im Laufe der



*Heinrich Rotach
Nach einem Druck, 1922*

Jahre grösser geworden; sechs Kinder waren da, von denen das jüngste schon ein Jahr nach der Geburt starb. 1878 ergantete er ein Haus am Spittel für 8050 Franken. Ein Jahr nach dem Tod seiner ersten Frau verheiratete er sich mit der Thurgauerin Babetta Müller. Dieser Ehe entsprossen ein Sohn und eine Tochter. Der Öffentlichkeit diente Rotach während vielen Jahren als Aktuar und später als Präsident des Gemeinderichts. Auch war er Mitglied der Kirchenvorsteherschaft und der Synode. 1921 ist Heinrich Rotach in Herisau in seinem 80. Lebensjahr gestorben.

Seinen unveröffentlichten «Erinnerungen» seien einige besonders bemerkenswerte Ausschnitte entnommen und hier im Original-Wortlaut wiedergegeben. Im Vorwort schreibt

Rotach: «Im Amtsleben habe ich wiederholt erfahren, dass manche Leute kaum die Namen ihrer Eltern kennen und von ihren Voreltern schon gar nichts wissen, oft aber auch nichts zu wissen begehren. Solche Kurzlebigkeit gefällt mir nicht. Ich möchte daher meinen Nachkommen durch die nachfolgenden Mitteilungen Gelegenheit geben, ihre Ahnen, wenn möglich nicht nur nach Namen, sondern auch nach ihrem Wesen, Erleben, Denken und Fühlen kennen zu lernen.» Anhand dessen, was ihm seine Mutter erzählte, und aus der von seinem Schwager, dem Lokalhistoriker Gottlieb Bächler, ausgearbeiteten Schrift «Genealogie und Geschichte des durch hohes Alter und Fruchtbarkeit ausgezeichneten Geschlechts Rotach» enthalten die ersten 60 Seiten der «Erinnerungen» eine Familienchronik sowohl der väterlichen als auch der mütterlichen Linie. Der Stammbaum der Rotach reicht in lückenloser Linie über zwölf Generationen zurück bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

Aus der Familienchronik

Mein Urururgrossvater Johannes Rotach am Nord, genannt Geiger, wurde 1659 geboren, Sohn von Konrad und Maria Mock. 1690 verheiratete er sich mit Anna Bächler. Als Geiger hielt er sich oft in Gesellschaftskreisen und Wirtshäusern auf, während seine Frau sparsam und ungemein arbeitsam war, was zu Widersprüchen führte. Als sie einmal schwer krank im Bette lag und er sie in den letzten Zügen glaubte, nahm er seine Geige zur Hand und spielte an ihrem Bette einen lustigen Tanz mit den Worten: «Nanni, Nanni, mer sönd mit Freude zämmecho, mer wönd wider mit Freude vonenander goh.» Sie erholte sich aber wieder und wurde 83 Jahre alt, während er schon 1718 im Alter von 59 Jahren starb. Sie hatten elf Kinder.

Schulbetrieb vor 130 Jahren

Schon in der Nachmittagsschule durften die besseren Schüler je zum zweiten Tage mit Tinte und einer Kielfeder auf ein Heft schreiben. Lange liess man mich nur beim Griffel. Endlich wagte ich den Lehrer schüchtern zu

bitten, auch Heftschreiben zu dürfen. Sogleich holte er mir ein doppelliniertes Heft und eine Kielfeder zur Hand und schrieb mir ein «b» vor. Vor Aufregung und Freude machte ich einen ganz zackigen Anstrich beim ersten Buchstaben. Jeden Tag, wenn Heftschreiben kam, machte ich auf dem Schulwege förmliche Freudensprünge. Es wurde vom Lehrer jeweilen zu Hause ein Buchstabe ins Heft vorgeschrieben, den man dann nachzumachen hatte. Er fand niemals Zeit, während der Stunde nach der Schrift zu sehen und Belehrungen zu geben; denn es wurde immer von allen Seiten her geschrieen: «Schullehrer, ich habe eine schlechte Feder!» So hatte er mit dem Federschneiden genug zu tun. Es war dies eine sehr zeitraubende und schwerfällige Sache. Trotzdem der Lehrer selbst geradezu vorzüglich schrieb, konnte er seine Kunst doch nicht leicht auf die Schüler übertragen.

Das Auffahrtsblättli

Schon am Ende des zweiten Schuljahres, im Frühjahr 1850, durfte ich das erste sogenannte «Auffahrtsblättli» schreiben. Es wurden vom Lehrer extra geschnittene Blätter in Gross-Folio-Form quer hingelegt, welche von ihm in der Mitte schon schön liniert waren. Mit ängstlicher Sorgfalt wurde nun darauf gekritzelt. Gab es dabei etwa einen Tintenflecken, Schreibfehler etc. oder schien die Schrift sonst nicht gerechtem Erwarten entsprechend, so wurde das Blatt zerrissen und ein neues hingelegt. Dieses Blättlischreiben wurde unter vielem Ach und Krach ausgeführt und nahm den ganzen Schulhalbttag in Anspruch. Auf einen bestimmten Termin mussten die gefertigten Schriften aller drei Schulen an Lehrer Steiner im Einfang in Herisau geschickt werden, welcher eine Lithographievorrichtung besass und auf die freien Stellen der Blätter nun Ornamente, Blumen, Häuser etc. zu drucken hatte, welche dann einer scharfen Kritik unterzogen und selten schön genug befunden wurden. Hierauf gelangten die Blätter ins Pfarrhaus, bzw. an die Gemeindegeschulskommission, welche nun das schwere Werk der Nummeration vorzuneh-

men hatte. Mit grosser Spannung sah man dem Resultat dieses Vorgehens entgegen, hing doch vom Erfolg Ehre und Ansehen der Schule und des Schülers ab. Wenn der Lehrer endlich die Blätter im Dorf nummeriert abholen konnte, versammelten sich sämtliche Schreiber im Schulhaus und erhielten ihr Blatt zurück, entweder mit Zufriedenheitsäusserungen oder mit Schimpfen und Fluchen wie bei der Nummeration der Chöre an einem Sängerkonzert. Es mögen etwa 80 bis 90 Knaben in Konkurrenz gekommen sein, und ich erhielt die Nummer 79. Der Montag vor der Auffahrt war dann der grosse Tag, an welchem man mit dem «Uffertblättli» in der ganzen Gemeinde herumgehen, es zeigen und dabei für das Ansehen Geschenke erwerben konnte. Es war das eine Freude wie an der Weihnachtsfeier. Man tat das Blatt ungebogen in einen grossen Kartontheke, dessen Bindel oder Schnur man über die Schulter hing. So ausgerüstet begaben wir uns möglichst frühe ins Dorf, um dort noch vor dem «Gewalthaufen» anzulangen. Von Haus zu Haus wurde gefragt: «Wönder s Uffertblättli au aluge?». Niemand durfte nein sagen und musste nun das Beschauen beschenkt werden, war die Schrift gut oder schlecht.

Gesund bei einfacher Kost

Aus dem Ofenrohr wurde hierauf eine grosse Kupferkachel voll Erdäpfel mitten auf den Tisch geschüttet und wir Kinder hatten mit ausgebreiteten Armen dafür zu sorgen, dass keine Knollen zu Boden fielen. Es folgte nun das «Schinden» (Schälen) des Erdäpfelhaufens und erst dann das Essen derselben zu Kaffee und Butter. Brot kam dann für jedes nur noch ein ganz kleines Stücklein auf den Tisch. Die übrig gebliebenen Kartoffeln wurden auf den Mittag gekocht und nebst der Suppe oder Schotte als Hauptmahlzeit genossen, wonach als selbstverständlich noch ein Becke mit abgerahmter Milch als Nach-tisch folgte. Abends gab es Kaffee und Brot, hie und da auch etwas Zigersulz oder Kässulz. Von fettem Käs wussten wir Kinder nichts. Rässer Käs kam nur etwa auf den Tisch, wenn wir Tagelöhner hatten. Die Mutter hatte ihn

am liebsten, wenn er schon recht Maden hatte. Die Speisen wurden in grossem Becke oder einer Platte aufgetragen und aus diesem gemeinsam gegessen. War man beim Zulangen besonders frech, so erhielt man einen bösen Blick oder gar einen Fusstritt unter dem Tisch. Als der «Fuhrtchuedli» noch bei uns Weberknecht war, riss er die Platte oft an sich, bevor sie leer war mit der bescheidenen Frage: «Sell i si gad noch useschlecke?» Fleisch wurde für die grosse Familie jeweilen nur 1 Pfund auf den Sonntagmittag angekauft. Getrunken wurde nichts. Wenn ein Kind Durst hatte, durfte es das «Chätze» (Gätze) nehmen und aus der «Gelte» Wasser trinken. Nur bei schweren ländlichen Arbeiten wurde etwas Branntwein aus dem Keller geholt. Gemostet wurde nicht, dagegen im Herbst ordentlich Obst angekauft, welches dann in der Stubenkammer unter die Fensterbank geschüttet wurde. Ich fragte einmal meine Mutter, ob ich für mich einen Apfel holen dürfe; bemerkte aber auf ihr «mira», was ein Ja bedeuten sollte, ich habe ihn schon im Sack. Diese Frechheit führte jedoch zu einem derben Verweis. Trotz der einfachen Kost blieben wir doch gesund.

Seine Mutter und die Auswanderung der Familie im Hungerjahr 1817

Meine Mutter, Anna Katharina Diem, (Zwickers-Urechen-Hatili) wurde am 30. Oktober 1803 geboren und war gross und stark und sehr energisch, obwohl von wahrhaft frommem Sinn doch sehr natürlich und konnte sich gleich tief dem Schmerz wie der Freude hingeben. Sie war so recht die Sonne und auch der geistige Mittelpunkt im Hause. Sie war auch sehr arbeitsam, häuslich und sparsam, von durchaus gutmütigem, friedlichem Wesen, weshalb sie jedermann gerne hatte, da sie nicht nur das Ihre suchte, sondern auch auf das Wohl anderer bedacht war. Als sie erst 13 Jahre alt war, starb ihr der Vater von seiner grossen Familie weg, und nun kam das Hungerjahr 1817, welches unauslöschliche Eindrücke bei ihr hinterlassen hat. Es wurde

nicht bloss alles über die Massen teuer, sondern es ging auch die Weberei nicht mehr und hörte so der Verdienst fast gänzlich auf. Es wurde meiner Grossmutter daher geraten, mit ihrer Familie ins Elsass auszuwandern. Die energische Frau ergriff dieses Auskunfts-mittel und wanderte mit ihren Leuten zu Fuss bis nach Mülhausen. Um nicht als grosses Bettelpack aufgegriffen und zurückbefördert zu werden, teilten sie sich in zwei Truppen. Die erwachsenen Söhne reisten zusammen als Handwerksburschen, und die Grossmutter ging mit ihren noch unerwachsenen Kindern getrennt von den anderen. Verabredetermassen aber übernachteten sie jeweilen, wenn immer möglich, in der gleichen Ortschaft, jedoch ohne sich als zusammengehörig zu erkennen zu geben. In Mülhausen angelangt, wurde Arbeit gesucht, aber nicht gefunden. Es wurde geantwortet, man habe hier schon genug «Schweizerkögen», die Familie solle hingehen, wo sie hergekommen sei. Die erwachsenen Söhne konnten sich aber nicht mehr zur Rückkehr entschliessen, sondern es begab sich Johannes in holländische Dienste und die anderen reisten nach Lyon, wo sie die Jacquardweberei erlernten und es ihnen gut ging. Die Grossmutter reiste mit den jüngeren ihrer Kinder wirklich retour. Auf der Rheinbrücke in Basel aber hätte sie bald die Verzweiflung übermannt und hätte sie sich über die Brüstung in den Rhein gestürzt, wenn nicht der Hinblick auf die Ihrigen sie zu weiterer Fürsorge für dieselben veranlasst hätte. Als die Rückkehrenden nach mühseliger Bettelfahrt endlich wieder zu Hause anlangten, standen sie erst recht trostlos da. Die Hausrätlichkeiten waren verkauft, die frühere Wohnung anderweitig besetzt. Geld war nicht vorhanden, die Hungersnot am grössten, so dass meine Mutter noch am Hungertyphus erkrankte.

Im Lehrerseminar auf der Riesern in Gais

Das Einleben in den Unterricht ging uns um so schwerer, weil die Herren Lehrer auf unseren misslichen Bildungsstand zu wenig Rücksicht nahmen und so vielfach über die

Köpfe hinaus unterrichteten. O wie gerne hörte ich jeweilen um vier Uhr das Vesperläuten, wodurch auch der Schluss der Schulstunden angedeutet wurde! Im Geiste befand ich mich während des Unterrichtes noch oft im Webkeller; doch hätte ich nicht mehr dahin zurückkehren mögen und begehrte unter allen Umständen auszuhalten. Nach der Schule erschien der Direktor jeweilen mit einem grossen Napf voll in Stücke zerschnittenem Brot und teilte es als Vesperbrot zum Genusse aus. Dann wurde uns die Arbeit zugeteilt. Man musste grasen, misten, bschütten, weit weg nach dem Hirschberg ins Holz gehen, sägen, scheiten, büschelen und bei ganz rauher Witterung im grossen Schopf unter dem Präparandenzimmer Holz zerkleinern etc. Dazu hatte noch jeder Seminarist je für ein Vierteljahr ein spezielles Ämtlein. Es gab Flurputzer, Schuhputzer etc., auch einen Abtrittshauptmann, welcher sich allabendlich nach der im Erstklasszimmer abgehaltenen Abendandacht bei den Abtritten aufzustellen und die Zöglinge in eine Reihe hintereinander aufzustellen und nacheinander auf den Abtritt zu dirigieren hatte. Ich habe diese Stelle wiederholt und gerne übernommen. Man durfte sich im Andachtssaal bei der Türe aufstellen und vor Schluss des Gebetes entfernen, in der Küche des grossen Hauses Lichtlein holen und dann das Abtrittgehen beaufsichtigen, was zu einem gewissen Ansehen half. Ungern war ich Schuhputzer.

Im Schulhaus Läbel in Hundwil

Die Pulte waren kurz und klein und so leicht, dass sie von den grossen Schülern mit den Knien hoch emporgehoben werden konnten. Sie standen in zwei Reihen eng nebeneinander, und war der Fussboden dazwischen zu einem Graben ausgelaufen. Eine Reihe Fenster machten das Zimmer recht freundlich, und westwärts befanden sich noch zwei Seitenfenster, aus denen man in das Äscherentöbele hinuntersehen konnte. Vor der einen Pultreihe stand ein schmales, brettartiges Lehrpültchen mit einer Schublade und einem schmalen Bänklein, ohne Lehne, davor. Ein

Treppchen mit drei Tritten führte östlich in ein trauliches Wohnstübchen mit ebenfalls fürchterlich ausgetretenem Fussboden. Eine alte Türe führte rückwärts in einen inneren Hausgang und durch eine solche mit hölzerner Falle in ein kleines äusseres Gänglein, und konnte man so durch eine alte Haustüre ins Freie kommen. Das Häuschen war zweistöckig, und befanden sich im oberen Raum noch eine vordere und eine hintere Schlafkammer, erstere noch mit runden Putzenscheiben. Auch eine kleine, uralte Küche war hinter der Stube vorhanden und daneben noch ein schrecklich wurmstichiges Kämmerlein. Westlich war am Häuschen noch eine kleine Scheune angebaut, da zum Plätzchen auch eine kleine Wiese gehörte, welche aber von der Gemeinde zu 70 Fr. jährlich verpachtet war. Das Lehrergehalt betrug 600 Franken im Jahr und die Nebeneinnahmen, die ich auf den Rappen genau aufschrieb, im ersten Jahre im ganzen 7 Franken. Unser Seminardirektor hatte uns immer ermahnt, ja nicht so materiell immer nur an die Höhe des Lohnes zu denken. Als dann der Schulpfleger zu mir sagte, wenn ich mehr Lohn wünsche, so müsse ich es nur sagen, erwiderte ich bescheiden, ich sei so zufrieden.

Einweihung des Schulhauses Mitledi

Auf den Pfingstmontag, 1. Mai 1868, war die Schulhauseinweihung angesetzt. Ich hatte die Bekränzung und die Inschriften zu fertigen und anzubringen, in der alten Schulstube die Abschiedsrede zu halten und zur Erhöhung der Feier sowohl in der alten Schulstube im Pfarrhaus, wie dann auch vor dem neuen Schulhaus an der Mitledi mit dem Jugendchor einige Lieder zu singen, was ich mit grosser Begeisterung besorgte. Herr Pfarrer Tobler hielt die Weiherede aus einem Fenster der neuen Schulstube. Im nahen Wirtshaus zum Hörnle (Hammershüsli) fand noch eine schöne Nachfeier statt, an welcher die Vorsteherchaft, der Pfarrer und die zum Bezirke gehörige Schuljugend teilnehmen durfte. Essen und Trinken geschah auf Kosten der Gemeinde. Nur wir beiden Lehrer (Walser im Äschen und ich) waren hievon ausgeschlossen.

Wir durften uns auch nicht an den «Herrentisch» setzen, sondern mussten uns nebenaus ein Plätzchen suchen. Herr Hauptmann Würzer trat feierlich zu mir und sprach: «Herr Lehrer, es tut mir leid, wir Herren Vorsteher haben da ein einfaches Essen auf Gemeindegeldern, die Gemeinde vermag es aber nicht, auch noch den Lehrer zu unterhalten und müssen Sie die Zeche daher selbst bezahlen, wenn Sie auch an der Feier teilnehmen wollen.»

Missgeschick an einer Kantonalkonferenz

Ich war an dieser Konferenz in Rehetobel auch anwesend. Es war damals üblich, weit ausgeschnittene Westen mit steifem Hemdenlatz, Falt genannt, zu tragen. Ich aber hatte nur weisse Hemden mit feinem dünnen Tuch und wollten dieselben daher auch keinen steifen «Falt» geben. Die Mutter suchte nun diesem Übelstande dadurch abzuweichen, dass sie zwei Dachschindeln unter das Tuch nähte. Als ich dann aber ganz verschwitzt zur Konferenz in Rehetobel ankam, war das Hemdentuch so sehr durchnässt und durchsichtig, dass die Schindeln deutlich hervorschimmerten und ich in furchtbare Verlegenheit kam. Von da an wurden zu solchem Zwecke keine Schindeln mehr verwendet.

Pädagogische Rekrutenprüfungen vor 100 Jahren

Ferner wurde ich auch immer beigezogen bei den jährlichen pädagogischen Rekrutenprüfungen und hatte auch so Gelegenheit allerlei Beobachtungen und Erfahrungen zu machen. Diejenigen Rekruten, welche bei der Bezifferung der Leistungen eine bestimmte Zahl überschritten, wurden zur Strafschule eingeteilt. Ich hatte dann auch die Ehre, während einigen Jahren bei den Rekrutenkursen die Strafschule zu leiten. Dieser Strafschulbesuch erschien mir furchtbar hart. Ich hatte Mitleid mit den Betroffenen und fuhr ganz gut mit ihnen; es gab auch da die Disziplin nichts zu schaffen. Der Unterricht dauerte täglich von mittag 12 bis 1 Uhr. Wenn der

Mittagsspaß eingenommen war und die anderen Rekruten frei hatten, mussten sich die Strafschulrekruten vor der Kaserne aufstellen und oft in grösster Hitze nach dem Realschulhaus marschieren, wo «rechts-um» kommandiert wurde und die Schüler in meine Schulstube eintreten mussten. Wenn dann Ruhe und Stille eingetreten war, wurden die Leute faul und schliefen ein.

Besondere Vorkommnisse auf dem Zivilstandsamt

Mehr als einmal ist es vorgekommen, dass die Braut schon auf dem Zivilstandsamt Wehen hatte. Eine solche musste einmal direkt und mit möglicher Schnelligkeit in einer Chaise ins Krankenhaus verbracht werden. Eine einzige Trauung wurde wegen Krankheit des Mannes in einer Privatstube vorgenommen, nur damit nicht noch ein uneheliches Kind entstehe, weil schon mehrere vorhanden waren. Legitimationen wurden von mir mit Vorliebe unmittelbar nach der Trauung vollzogen. Wiederholt schon sind die Brautleute fast unmittelbar nach der Trauung nach Amerika ausgewandert. Früher wurden die Trauungen oft schon in früher Morgenstunde von 5 bis 6 Uhr abgehalten. Jetzt aber hat man sich an die Bureauezeit zu halten.

Urnäsch
Voralpines Wander- und Skigebiet



Bauern- und
Sennenbekleidung
vom bekannten
Spezialgeschäft



F. Del Negro-Frehner
URNÄSCH